

Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk
(Hrsg.) (2020): **Vom Arbeiterkind zur Professur.
Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische
Notizen und soziobiographische Analysen.**
Bielefeld: transcript Verlag. ISBN: 978-3-8376-4778-5.

Anne Schlüter

Das vorliegende Buch „Vom Arbeiterkind zur Professur“ ist ein Sammelband von Aufsätzen, in dessen Mittelpunkt die autobiographischen Notizen von sieben Professorinnen und zwölf Professoren stehen. Sie werden als Ausnahme-karrieren besonderer Art präsentiert. Denn nur wenige Professor*innen an deutschen Universitäten haben einen sozialen Hintergrund, der mit dem Begriff „Arbeiterkind“ beschrieben werden kann. Der Begriff „Arbeiterkind“ ist allerdings etwas irritierend. Er steht als Synonym für eine Herkunft aus nicht-akademischem Elternhaus und schließt Angestellten- und Bauernkinder ein. Das Anliegen der Herausgeber*innen besteht darin, die „Vielfalt der Erfahrung sozialer Mobilität und deren Reflexion im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschungen zur sozialen Ungleichheit“ zu sichern (S. 42). Daher wurde bei der Auswahl darauf geachtet, möglichst Akteur*innen aus verschiedenen Generationen, Geschlechtern, Ländern und Fächern zu Wort kommen zu lassen. Wert gelegt wurde auch darauf, die Fachvertreter*innen von Fachhochschulen zu berücksichtigen. Die Selbstzeugnisse vermitteln Erlebnisse im Elternhaus und im Bildungssystem auf dem Weg zur Professur, die als hinderlich oder förderlich beschrieben werden.

Um nicht den Eindruck zu vermitteln, dass Bildung alle Türen öffnet – unabhängig von sozialer und nationaler Herkunft – werden die Aufstiegsbiographien vor ihrem historischen Hintergrund in einen gesellschaftlichen Rahmen gestellt. Dafür werden im ersten Teil des Sammelbandes sozialwissenschaftliche Rahmungen vorgenommen, in denen unterschiedliche Perspektiven auf die Thematik von den Autor*innen Aladin El-Mafaalani, Christoph Butterwege und Julia Reuter eingenommen werden. Nach den autobiographischen Notizen im Mittelteil des Buches folgen im dritten Teil Kommentierungen von Michael Hartmann und Andrea Lange-Vester.

Andrea Lange-Vester stellt in ihrer kommentierenden Auswertung der autobiographischen Erfahrungen zusammenfassend fest, dass das Spektrum der Bildungsaufsteiger*innen sehr heterogen ist. Nicht einmal die Erfahrung, keine Unterstützung in der Familie erhalten zu haben, wird von allen geteilt. Mancher und manche hat sich zwar gelöst, aber nicht unbedingt mit den familiären Beziehungen gebrochen.

Der Sammelband bietet verschiedene Anlässe und Zugänge, sich mit dem Diskurs über Bildungsmobilität auseinanderzusetzen. Man kann sich auf die autobiographischen Zeugnisse konzentrieren. Diese ermöglichen auch eine Überprüfung der theoretischen Erklärungsansätze bezogen auf die einzelnen Biographien. Eine Theoretisierung in Bezug auf die Forschungsergebnisse von Pierre Bourdieu und Didier Eribon kann ebenfalls lohnend sein. Überlegenswert ist ebenso die Kritik an der Soziologie in Deutschland und die damit verbundene Bewunderung der Soziologie in Frankreich. Mit den Chancen, die das Buch bietet, vermittelt sich allerdings auch, dass es ein Zuviel gibt, ein Zuviel an Anliegen, die die Herausgeber*innen gleichzeitig verfolgen.

Deutlich wird dies an folgenden Ausführungen: Drei dominante Erklärungsansätze werden von den Herausgeber*innen herangezogen, um die bestehenden sozialen Ungleichheiten im Bildungswesen zu erklären: Theorien rationaler Bildungswahl, institutioneller Diskriminierung und kultureller Reproduktion (S. 15ff.). Theoretisch reichen die Ansätze für sich nicht aus, um die soziale Reproduktion von ungleichen Ausgangsbedingungen zu erfassen. So laufen letztendlich alle Erklärungen auf Pierre Bourdieus Ansatz hinaus, der neben der sozialen Exklusion die Selbstexklusion der Akteur*innen aus nicht-akademischen Milieus mit heranzieht, um die sozialen Mechanismen der Macht in Bezug auf das Erreichen von Positionen und Anerkennung in der Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Schließlich geht es nicht allein um die Bewältigung von Qualifizierungsphasen, sondern immer wieder um soziale Passungsverhältnisse für Studium und wissenschaftlichen Beruf – wie die Bildungsforschung nicht erst aktuell, sondern seit den 1990er Jahren immer wieder festgestellt hat.

Die eingeworbenen autobiographischen Beiträge mit impulssetzenden Leitfragen der Herausgeber*innen (S. 360) thematisieren dann auch, wie unpassend die individuellen Bestrebungen zu weiterführender Bildung und wissenschaftlicher Tätigkeit der Akteur*innen von ihrer Umwelt angesehen wurden. Habituelle Grenzerfahrungen, Distanzierung vom Herkunftsmilieu durch die Entwicklung neuer Praxisformen bis zum Ankommen im wissenschaftlichen Beruf sind Phasen, die sich auch nach Geschlechtszugehörigkeit noch unterscheiden. Denn im Gegensatz zu Männern erhielten Frauen seltener Ermutigung und Unterstützung, diesen Aufstiegs-Weg zur Professur zu gehen (S. 37).

Wie die Akteur*innen erfolgreich werden konnten trotz der Widerstände und Barrieren, die ihnen zu schaffen machten, das ist eine zentrale Frage, die sich durch das Buch zieht. Bei Bourdieu war es der „Widerspruchsgeist“, dessen Existenz er aus seinen sozialen und regionalen Wurzeln erklärt. Doch dessen Fundament sieht er in seinem „akademischen Verstand“ und in seinem „Bedürfnis zu verstehen“, wie die Machtmechanismen in der Gesellschaft funktionieren (S. 39). Dieses Interesse lässt sich jedoch nicht für alle Aufsteiger*innen verallgemeinern. Es bedeutet auch nicht, dass die Erfolgreichen nach einem Aufstieg „Studierende der ersten Generation“ besser verstehen

könnten (S. 41). Das liegt sicherlich auch daran, dass in manchen Fachkulturen, wie z.B. Mathematik, auf das Herkunftsmilieu nicht geachtet wird.

Insbesondere die Ausführungen von Julia Reuter sind für das methodische Vorgehen dieses Buchprojektes relevant, denn die Darstellungsweisen der 19 „autobiographischen Notizen“ bewegen sich – so ihre These – zwischen Autobiographie und Sozioanalyse. Bezugnehmend auf das literarische Werk von Didier Eribon „Rückkehr nach Reims“ (erschienen Paris 2009, Berlin 2016) werden Autobiographien im Verständnis des Buchprojekts auf den Terminus „Soziobiographie“ erweitert. Die soziobiographische Rekonstruktion des Werdegangs von Eribon – so heißt es – ist gleichzeitig eine Klassenanalyse seiner Heimat Frankreich. Er ist über Umwege zum Professor für Soziologie berufen worden. Die auffallend hohe Rezeption (in drei Jahren 19 Auflagen in Deutschland) begründet sich in der „Verknüpfung von literarischer und wissenschaftlicher Selbst- und Gesellschaftsanalyse“ (S. 103). Er wird in der Tradition einer reflexiven Soziologie von Pierre Bourdieu verortet. Auffallend ist allerdings, dass es in seiner Erzählweise nicht allein um die Überwindung von Klassengrenzen geht, sondern speziell um die Auseinandersetzung mit einer sexuellen Orientierung, über die er zu seiner Identitätsfindung kam. Seine „Soziologische Autoanalyse“ wurde von den Herausgeber*innen offensichtlich als Vorbild für die Autor*innen herangezogen. Ähnliches gilt für Deutschland vorzulegen.

Etabliert werden soll auch ein neues Bild von Professor*innen, die den Mythos des souveränen „Homo academicus“ entkräften. Entkräftet wird durch die vorgelegte Sammlung autobiographischer Notizen auf jeden Fall das traditionelle Bild des autonom agierenden Professors. Denn wie abhängig der Werdegang von einem sozialen Netzwerk ist und wie abhängig von der sozialen Anerkennung der Umwelt, das wird nicht allein in den Lebenserinnerungen von Elke Kleinau nachvollziehbar. Aufbrüche in neue Welten werden angeregt und begleitet. Und manches Mal von den Müttern durch deren Arbeit überhaupt erst ermöglicht.

Resümierend ist festzuhalten, dass der aktuelle Diversity-Diskurs sein Augenmerk auf die Bedeutung der sozialen Herkunft für die Karrieren in der Wissenschaft legt. Diese Bedeutung der sozialen Herkunft, und wie sie biographisch überwunden wird, hängt offensichtlich doch von der individuellen Kraft der Akteur*innen ab, sich unerschrocken des Verstandes zu bedienen.